

**Humboldt-Universität zu Berlin
Philosophische Fakultät III/ Institut für Kulturwissenschaften
Seminar: Verkörpertes Geschlecht – Vergeschlechtlichte Körper: Zentrale
TheoretikerInnen und Debatten an der Schnittstelle von Körper- und
Geschlechtergeschichte.
Dozentin: Daniela Hrzán
Sommersemester 2008
Hausarbeit/ Modulabschlussprüfung**

Eine kurze Erläuterung zu Thomas Laqueurs Körpermodellen und die Reaktion von Barbara Duden

**vorgelegt von:
Fubel, Janine
Stahlheimer Str. 20
10439 Berlin
0176-632 49 905
janine@nutempo.de
Kulturwissenschaft (KF, BA)
3. Fachsemester
29.09.2008**

Inhaltsverzeichnis

1. Einleitung	2
2. Die Geschlechtermodelle von Thomas Laqueur	4
2.1 Das Ein-Geschlecht-Modell	4
2.2 Vom Ein-Geschlecht-Modell zum Zwei-Geschlechter-Modell	7
3. Einige ausgewählte Stimmen zu Thomas Laqueurs Modellbildung	9
3.1 Barbara Dudens kritische Betrachtung Laqueurs	10
3.1.1 Barbara Dudens körperhistorischer Ansatz	15
3.2 Andersheit als Ausschlusskriterium von Körpern in der Gesellschaft	19
4. Einige Aspekte der aktuellen Geschlechterforschung	21
Literaturverzeichnis	23

1. Einleitung

In der folgenden Arbeit möchte ich mich zu Thomas Laqueurs Buch *Auf den Leib geschrieben. Eine Inszenierung der Geschlechter von der Antike bis Freud* (1992) äußern, das nach seiner Übersetzung in die deutsche Sprache auch hierzulande viel Beachtung gefunden und Diskussionen erzeugt hat. Ich habe dieses Thema gewählt um mir die Möglichkeit eines tiefergreifenden Einstiegs in körperhistorische Studien und eine eigene Auseinandersetzung feministischer Ansätze zu ermöglichen. Ziel dieser Arbeit (in Anlehnung an das Seminar *Verkörpertes Geschlecht – Vergeschlechtlichte Körper: Zentrale TheoretikerInnen und Debatten an der Schnittstelle von Körper- und Geschlechtergeschichte*) ist es, die von Laqueur skizzierten Modelle zu erörtern, mit Hilfe der Laqueur entgegengebrachten Kritik, insbesondere der von Barbara Duden, diese zu diskutieren und in aktuellen Debatten um Körper- und Geschlechtergeschichte zu verorten.

Laqueur zeichnet in seinem Buch eine Geschichte der anatomischen Darstellung und Beschreibung des Körpers nach und untersucht anhand dieser Darstellungen die Geschichte des Geschlechts. Hierbei geht es ihm um „die weitergesteckte Frage nach der Beziehung zwischen dem Körper und der sexuellen Differenz, nach dem Wesen sexueller Differenz allgemein.“¹ Thomas Laqueur will anhand historischer Artefakte, sowie Texten und Bilder die nicht einer Alltagskultur entstammen, zeigen, „daß so ziemlich alles, was man über Geschlecht des Leibes (*sex*) aussagen möchte [...], immer schon etwas aussagt über das Geschlecht im sozio-kulturellen Raum (*gender*).“² Laqueur äußert sich hierbei mit großer Sachkenntnis zur Genealogie der wissenschaftlichen Darstellung und Beschreibung der Geschlechter. Als Historiker will er „Materialien dazu bieten, wie machtvolle vorgängige Vorstellungen über Unterschiede und Gleichheit darüber entscheiden, was man am Körper sieht und was man darüber berichtet“.³ Laqueur sieht im Kulturellen den Ausgang eines sozial-inszenierten sowie auch eines biologisch-inszenierten Geschlechts und setzt dabei voraus, dass die Wahrnehmung und Darstellung des geschlechtlichen Leibs immer schon durch die Vorstellungen von Geschlecht im sozio-kulturellen Raum geprägt sind, dass heißt, Natur immer schon durch einen kulturellen Blick betrachtet und erklärt wurde.⁴ Er zeigt an

¹ Laqueur, Thomas: *Auf den Leib geschrieben. Die Inszenierung der Geschlechter von der Antike bis Freud*. Frankfurt/ Main, New York: Campus, 1992; Originaltitel *Making Sex. Body and Gender from the Greeks to Freud*. Cambridge: Harvard University Press, 1990, S.10.

² Ebd., S. 24 f.

³ Ebd., S. 35.

⁴ Ebd., S. 20: „Kultur überzog und veränderte eben jenen Leib, der dem modernen Empfinden so abgeschlossen, so autark und so außerhalb der Welt der Bedeutung erscheint.“

historisch anatomischen Darstellungen und Beschreibungen des Geschlechterunterschieds „wie eine Biologie der Hierarchie, in der es nur einen einzigen Sexus gibt“ (= Ein-Fleisch-Modell, Ein-Leib-Modell oder Ein-Geschlecht-Modell), durch eine „Biologie der Inkommensurabilität [Unvergleichlichkeit] zwischen zwei Geschlechtern“ (= Zwei-Geschlechter-Modell) abgelöst wurde. Laqueur entwirft zwei Modelle als Versuch für die Rekonstruktion der Blicke, durch die die Anatomie des weiblichen Leibes wahrgenommen wurde. Das erste Modell „vom einem Fleisch/ vom einen Geschlecht“ hat „das Denken über sexuelle Unterschiede von der klassischen Antike bis zum Ende des 17. Jahrhunderts dominiert“⁵ und wurde zu Beginn des 18. Jahrhunderts vom zweiten Modell, dem Zwei-Geschlechter-Modell abgelöst.⁶ Beide Modelle sind als Hervorbringungen der Kultur entstanden, so Laqueur in Anlehnung an Foucault⁷, aus politischem Interesse bzw. „einem Kampf um Macht“.⁸

Barbara Duden und Thomas Laqueur vertreten in ihren körper-historischen Studien (Anfang der neunziger Jahre) vordergründig gegensätzliche Positionen. Beide thematisieren auf verschiedene Weise eine Geschichte des weiblichen Körpers. Duden thematisiert im Gegensatz zu Laqueur eine Hermeneutik des Körpers in einer vergangenen Befindlichkeit. Dabei sucht und empfiehlt sie den Zugang zur Körpergeschichte immer wieder unter Einbezug von Erfahrung und Erleb(t)en. Thomas Laqueur bietet uns dagegen erlebnisjenseitige Modelle an, die den Zugang zur Körperhistorie ermöglichen sollen.

Diese beiden Positionen, mittlerweile über 15 Jahre alt, werden unter Bezugnahme von Regula Giulianis Text *Körpergeschichten zwischen Modellbildung und haptischer Hexis. Thomas Laqueur und Barbara Duden* im Folgenden entfaltet, diskutiert und in einen aktuellen Kontext gebracht. Giulianis Veröffentlichung erscheint mir als sehr hilfreich, um dies zu verdeutlichen, so dass auch sie in dieser Arbeit fortlaufend zu Wort kommen wird.

⁵ Ebd., S. 39.

⁶ Ebd., S. 19: „Seit dem 18. Jahrhundert ist es die vorherrschende, wenn auch keineswegs universelle Ansicht gewesen, daß es im Körperlichen zwei feststehende inkommensurable und gegensätzliche Geschlechter gibt und daß deren Leben im Bereich des Politischen, Ökonomischen und Kulturellen, ihre Geschlechtsrollen, irgendwie in diesen Fakten begründet sind.“

⁷ Während der Lektüre Laqueurs wird deutlich, dass der französische Philosoph, Soziologe und Psychologe Michel Foucault ihm wichtige Denkanstöße für seine Arbeit lieferte. Regula Giuliani stellt hierzu in ihrer Arbeit *Körpergeschichten zwischen Modellbildung und haptischer Hexis: Thomas Laqueur und Barbara Duden* fest: „Eher als Episteme im Sinne der früheren Schriften Foucaults sind sie [...] „Dispositive“, machtdurchtränkte Argumentationsnetze, die innerhalb politischer, kultureller und wissenschaftlicher Kontexte wirken und aus dieser Vernetzung nur *modellhaft* herauslösbar sind.“ (siehe Vetter, Helmut, Stoller, Silvia (Hrsg.): *Phänomenologie und Geschlechterdifferenz*. Wien: WUV-Universitätsverlag, 1997, S.149.

⁸ Laqueur 1992, S. 24.

2. Die Geschlechtermodelle von Thomas Laqueur

Laqueur entwirft in seiner Studie zwei Modelle als Versuch für die Rekonstruktion der Blicke, durch die die Anatomie des weiblichen Leibes wahrgenommen wurde. Das erste Modell – das Ein-Geschlecht-Modell – stellte bis in das 17. Jahrhundert die vorherrschende Vorstellung von Körper und Geschlecht dar und wurde zu Beginn des 18. Jahrhunderts vom zweiten Modell – dem Zwei-Geschlechter-Modell, abgelöst. Im ersten Teil meiner Arbeit möchte ich die beiden Modelle vorstellen und erklären, warum das erste Modell durch das zweite abgelöst wurde.

2.1 Das Ein-Geschlecht-Modell

Das von Laqueur skizzierte Modell des Ein-Geschlecht-Leibes veranschaulicht, wie Männer und Frauen entsprechend ihrem Ausmaß an metaphysischer Perfektion und ihrer vitalen Hitze entlang einer Achse angeordnet waren⁹. Die Darstellung von menschlichen Körpern entsprach zu dieser Zeit der Darstellung männlicher Körper, das heißt, der männliche Körper gab den Standard, das Ideal. „Anstatt durch Anatomien ihrer Fortpflanzungsorgane getrennt zu sein“, sind Frauen und Männer „durch eine ihnen gemeinsame verbunden.“¹⁰ „Frauen sind nach innen gekehrte und also weniger vollkommene Männer.“¹¹ Weibliche Genitalien stehen hier für eine unvollkommenere Version dessen, was sie sein würden, wären sie nach außen gekehrt. „Frauen haben genau dieselben Organe, aber an genau den falschen Plätzen“¹², beziehungsweise „an einem geschützteren Ort“¹³. Giuliani spricht hierbei von einer symmetrischen und hierarchischen Darstellung der Unterschiede zwischen dem männlichen und weiblichen Körper.¹⁴

In der von Laqueur beschriebenen Vorstellungswelt gibt es kein „reales“ biologisches Geschlecht.¹⁵ Eher war das biologische Geschlecht ein Zuweisungsmerkmal neben anderen, wie zum Beispiel das Verhalten, woraus sich soziale Konsequenzen ergaben. Das soziale

⁹ Ebd., S. 18.

¹⁰ Ebd., S. 40.

¹¹ Ebd., S. 42.

¹² Ebd., S. 40.

¹³ Ebd., S. 267.

¹⁴ Giuliani, Regula: *Körpergeschichten zwischen Modellbildung und haptischer Hexis: Thomas Laqueur und Barbara Duden*. In: Vetter, Helmut, Stoller, Silvia (Hrsg.): *Phänomenologie und Geschlechterdifferenz*. Wien: WUV-Universitätsverlag, 1997, S. 149 f.: „Symmetrisch, weil der weibliche Körper als umgestülptes Ebenbild des männlichen gesehen wird.“; „Hierarchisch angeordnet sind die Unterschiede zwischen den Geschlechtern, weil der weibliche Körper als geringere Version des männlichen verstanden wird.“

¹⁵ Laqueur 1992, S. 150.

Geschlecht ist viel eher ein Teil der gegebenen Ordnung und das biologische ist, „obzwar nicht in Gänze konventionell, auch wieder nicht durch und durch ein körperliches“¹⁶.

Den Grund für diese uns befremdlich erscheinenden Verhältnisse sieht Laqueur bei Aristoteles in dem vorgegeben Ziel der Perfektion: „Nun, gerade so wie die Menschheit das vollkommenste unter allen Tieren ist, so ist innerhalb der Menschheit der Mann vollkommener als die Frau und der Grund für seine Vollkommenheit liegt an seinem Mehr an Hitze, denn Hitze ist der Natur wichtigstes Werkzeug.“¹⁷ Während in der griechischen Antike noch „unzweifelbare Fakten“ und „natürliche Weisheiten“¹⁸, also die göttlich-kosmologische Ordnung, die Geschlechter im Leiblichen als mehr oder weniger vollkommene Versionen des einem vom anderen belegten, wird, in der Renaissance und der Aufklärung, die Wissenschaft und mit ihr die medizinische und philosophische Literatur, Verfechterin des Ein-Geschlecht-Modells.¹⁹ Es blieb dabei, es gab nur ein einziges Geschlecht, jedenfalls nur eine einzige Art Körper. Dafür sorgt „öffentlich [...] die majestätische Macht der Wissenschaft, die sich den Wahrheiten des Körpers stellt, sie beherrscht und darstellt.“²⁰

Eine ganze klinische Tradition nahm so die überprüfbaren Teile des Ein-Geschlecht-Modells in Beschlag. Spezifische Entdeckungen und Beobachtungen vermochten, selbst zusammengenommen, altüberkommene Anschauungen nicht zu erschüttern, die so tief in die Art und Weise eingebettet waren, wie Männer und Frauen ihre Körper sahen und für sie sorgten.²¹

Mit dem Aufkommen der Anatomie in der Renaissance wurde das Ein-Geschlecht-Modell ganz nach den anatomischen Leitsätzen *Sehen heißt Glauben* oder *Glauben ist Sehen*²² weiter veranschaulicht, illustriert und begründet.²³ Laqueur verweist bei Betrachtung anatomischer Bilder dieser Zeit darauf, dass dies „Bilder über das soziale Geschlecht, und nicht über das was wir biologisches Geschlecht nennen würden, nämlich diejenigen Strukturen des Körpers, die das Männliche und das Weibliche kennzeichnen“, sind.²⁴ Das heißt, Bilder weiblicher Körper der damaligen Zeit veranschaulichen die dargestellten biologischen

¹⁶ Ebd., S. 150.

¹⁷ Ebd., S. 42: Zitat nach Aristoteles UP 2.630.

¹⁸ Ebd., S. 43.

¹⁹ Ebd., S. 39 und S. 80.

²⁰ Ebd., S. 90.

²¹ Ebd., S.127.

²² Ebd., S. 97.

²³ Ebd., S. 88: „Das die neue Wissenschaft das alte Modell erheblich verstärkt hat, lag zum Gutteil einfach daran, daß sie mit solchen Nachdruck verkündete, daß Wahrheit und Fortschritt nicht in Texten, sondern im geöffneten und richtig vorgezeigtem Leib zu finden sind.“ Und S. 83: „Die Geschichte der Anatomie weist darauf hin, daß die anatomische Repräsentanz von Mann und Frau [...] abhängt von dem soziokulturell geprägten Umgang mit Repräsentation und Illusion.“

²⁴ Ebd., S. 150.

Reproduktionsorgane als nach innen gekehrte männliche Organe und nicht als biologisch weibliche. „Die Ideologie nicht die Genauigkeit der Beobachtung entschied darüber, wie man [Körper] sah und auf welche Unterschiede es ankam.“²⁵ Laqueur erklärt, dass beispielsweise mit der Entdeckung der Gebärmutter als ein Organ das nur beim weiblichen Körper zu finden ist, „erneut ein weibliches Organ in den metaphorischen Horizont des Männlichen einbezogen wird, nicht etwa um eine Aussage über Ähnlichkeit zu machen, sondern um darauf zu bestehen, daß alle Differenz sich auf der vertikalen Skala des Mannes abspielt.“²⁶

Immer wieder, im Ein-Geschlecht-Modell (wie auch später im Zwei-Geschlechter-Modell), macht Laqueur auf die Funktion der Sprache im Zusammenhang mit Geschlecht aufmerksam.²⁷ Im ersten Modell verweist er auf eine „Abwesenheit einer präzisen anatomischen Nomenklatur für die weiblichen Organe und für das Fortpflanzungssystem ganz allgemein“ die als „das sprachliche Äquivalent für den Hang, den weiblichen Körper *als* eine Version des männlichen zu sehen“ zu verstehen ist²⁸. Er benennt ebenfalls ein „Ausgeschlossensein“ und „Versagen der eigenständigen Existenz und Subjektivität“ von Frauen in Texten der Renaissance, als „aussagetragendsten Moment in denen zu dieser Zeit von Geschlecht gesprochen wurde“, denn gerade dadurch würde Frau wieder auftauchen: „Wo sie aufs unglaublichste abwesend sind, da sind sie präsent.“²⁹ Das heißt, da es zu dieser Zeit durchaus Darstellungen weiblicher Körper, beispielsweise Ikonenbilder oder später Gemälde der Maria gab, sowie auch Liebesgedichte und Texte in denen von Frauen die Sprache war, waren die Frauen gesellschaftlich also sozial körperlich vertreten. In den wissenschaftlich-biologischen Erläuterungen und Stichen der Anatomie fehlen sie jedoch. „Ein Gespinst aus Worten“, so Laqueur,

war – nicht anders als die Konstellation der Bilder – vom Duft einer Theorie des sexuellen Unterschieds erfüllt und sicherte damit das Ein-Geschlecht-Modell gegenüber einer umfassenden Überprüfung ab. Sowohl in Texten als auch in Bildern gab es etwas von einem obsessiven Insistieren und einer ständigen Zirkelbewegung, immer zurück zum Männlichen als dem Standard. Eine nahezu defensive Stimmung läßt vermuten, daß die Politik der Geschlechter, die jenseits des bedruckten Papiers im Bereich des Sozialen

²⁵ Ebd., S. 106.

²⁶ Ebd., S. 129.

²⁷ Ebd., S. 16: „Die Sicht des sexuellen Unterschieds kennzeichnet auch die Sprache.“

²⁸ Ebd., S. 114 und S. 115: „Es gab einfach nicht die Sprache oder es brauchte sie nicht zu geben, um männliche von weiblichen Organen zu unterscheiden.“ Und S. 116: „Der Drang alle Genitalorgane mit Bezug auf den Mann zu sehen, ist allzu tief in der Sprache verankert.“

²⁹ Ebd., S. 132.

stattfind, sehr wohl das textliche Beharren darauf erzeugt haben könnte, daß es in Wirklichkeit eben doch keine Frauen gäbe.“³⁰

2.2 Vom Ein-Geschlecht-Modell zum Zwei-Geschlechter-Modell

Bis zum 18. Jahrhundert war es nicht wichtig, in der Anatomie oder in konkreten physiologischen Unterschieden zwischen Mann und Frau nach Anzeichen für zwei unterschiedliche und unvergleichliche Geschlechter zu suchen, bis derartige Unterschiede politisch wichtig wurden. Durch das Fehlen eines „vorgeblich stabilen Systems zweier Geschlechter“³¹ und der vorhandenen „Suche nach einem ‚substantiellen‘ Unterschied der Geschlechter“³², wurde erst eine Ablösung des Ein-Geschlecht-Modells möglich. „Im Verlauf des 18. Jahrhunderts“, so Laqueur, „wird eine neue politische Kultur neue Metaphern der Reproduktion und neue Interpretationen des weiblichen Körpers im Verhältnis zum männlichen mit sich bringen.“³³ Durch das sich zu dieser Zeit verändernde Bild der Frau zu einem eigenständigen, begehrenden Wesen, das in eine Welt eingetreten ist, die ganz und gar männlich bestimmt ist, sehen sich um 1800 viele unterschiedliche Autoren dazu veranlasst, das, worauf es als fundamentalen Unterschied zwischen dem männlichen und dem weiblichen Geschlecht und folglich zwischen Mann und Frau ankommt, an beobachtbaren biologischen Unterschiedlichkeiten festzumachen und diese in einer radikal anderen Sprache zum Ausdruck zu bringen.³⁴ „Fortan hatten Frauenkörper in ihrer körperlichen, wissenschaftlich zugänglichen Konkretheit ein enormes neues Gewicht an Bedeutung zu tragen. Man erfand zwei biologische Geschlechter,“ so Laqueur, „um dem sozialen eine neue Grundlage zu geben.“³⁵ So führt die Zivilisierung also zu einer zunehmenden Differenzierung männlicher und weiblicher Rollen.

Das Ende des Ein-Geschlecht-Modells machte die Verschiebung zu einer Deutung von Männlich und Weiblich als Gegensätze aus.³⁶ So wurde das Ein-Geschlecht-Modell von einem neuen Modell eines „radikalen Dimorphismus [Zweigestaltigkeit]“ und der „biologischen Verschiedenheit“³⁷ verdrängt. Die Strategie blieb dabei dieselbe: Durch den Wegbruch des sozialen Geschlechts als Erklärung für biologische Tatsachen wurde das biologische Geschlecht eine weit verbreitete Tatsache. Frau, das körperlich Weibliche, stellte

³⁰ Ebd., S. 117.

³¹ Ebd., S. 146.

³² Giuliani 1997, S. 150.

³³ Laqueur 1992, S. 143.

³⁴ Ebd., S. 16.

³⁵ Ebd., S. 172.

³⁶ Ebd., S. 135.

³⁷ Ebd., S. 39.

nun eine Anatomie und Physiologie der Unvergleichlichkeit dar, die sich am sichtbaren Leib, sowie (ab dem 19. Jahrhundert) an seinen mikroskopischen Einheiten demonstrieren lasse. Von nun an ersetzte das biologische Geschlecht das soziale als eine erstrangig grundlegende Kategorie. „Es kam überhaupt erst zu einem Rahmen, innerhalb dessen das Natürliche und das Soziale klar unterschieden werden konnten.“³⁸ „An die Stelle einer Metaphysik der Hierarchie“, so Giuliani, „tritt das Grundmuster einer grundlegenden Andersheit, einer Unvergleichlichkeit, das nach einer wissenschaftlichen Verhärtung seiner biologischen Fakten sucht.“³⁹ Die Unterschiede die nun aufgedeckt wurden, trugen allein schon durch die Art und Weise ihrer Darstellungen in anatomischen Bildern und wissenschaftlichen Texten die Spuren einer Machtpolitik zwischen den sozialen Geschlechtern in sich. Weiterhin tritt die sich weiterentwickelnde (Natur-) Wissenschaft an die Stelle der deutungsgebenden Macht:

Bis es zu so etwas wie einer politischen hoch aufgeladenen Spaltung zwischen den Ansichten von Frauen über ihre Körper und denen des medizinischen Establishments kommen sollte, mußte erst die im 18. Jahrhundert einsetzende, aber erst im späten 19. Jahrhundert voll etablierte Konsolidierung eines in der Naturwissenschaft fundierten Medizinerberufs vollzogen werden.⁴⁰

Wie schon mit Bezug auf das Ein-Geschlecht-Modell erwähnt, spielt Sprache bei der Entwicklung der von Laqueur skizzierten Modelle eine entscheidende Rolle. Seit dem 18. Jahrhundert „erhob sich nun ein durchdringender Ruf nach dem Ausformulieren eindeutiger körperlicher Verschiedenheit.“⁴¹ Nun war es eine Art des Aussprechens – der Benennung, was es bedeutete, Mann oder Frau zu sein.⁴² Laqueur spricht beim Übergang vom Ein-Geschlecht-Modell zum Zwei-Geschlechter-Modell von einer Veränderung der Formulierung: Den Unterschied, den man bislang unter Bezug auf die sozialen Geschlechter formulierte, formulierte man von nun an mit Blick auf das biologische Geschlecht.⁴³ Weibliche Organe wurden benannt und kategorisiert, zum Beispiel der weibliche Schoß, der bis dahin eine Art negativer Phallus gewesen war, wurde zum Uterus – „zu einem Organ, dessen Gewebe, Nerven und Gefäßsysteme für eine naturalistische Erklärung und Rechtfertigung des sozialen Status der Frau sorgten“.⁴⁴

In genau dem Augenblick, da die Genitalien ihre volle, unzweideutige extralinguistische Realität auszustellen scheinen – wo also die Sprache vom *einen* Geschlecht in sich

³⁸ Ebd., S. 177.

³⁹ Giuliani 1997, S. 150.

⁴⁰ Laqueur 1992, S. 85.

⁴¹ Ebd., S. 18.

⁴² Ebd., S. 175.

⁴³ Ebd., S. 176.

⁴⁴ Ebd., S. 175.

zusammenfällt – wächst ihnen auch ihr vollster ziviler Status, ihre uneingeschränkte Integration in die Welt des Bedeutens zu. Die körperliche Solidität ist gerade dann erschüttert, wenn sie den stabilsten Eindruck macht, und wir finden uns wieder in den Untiefen der Sprache.⁴⁵

Der mit Ferdinand de Saussure im frühen 20. Jahrhundert aufkommende Strukturalismus in der Linguistik wird von Laqueur, mit Bezug auf die Rolle der Sprache bei der Entwicklung des Zwei-Geschlechter-Modells, aufgegriffen und stark kritisiert: „Wenn uns der Strukturalismus wirklich etwas gelehrt hat, dann, daß die Menschen ihr Bedürfnis nach Gegensätzen einer Welt überstülpen, in der es ein Kontinuum der Schattierungen von Differenz und Ähnlichkeit gibt.“⁴⁶

Im Gegensatz zum 16. Jahrhundert, wo die Situation noch eine völlig andere und die eigentliche Sorge im Politischen das soziale Geschlecht, nicht das biologische, gewesen war sowie der damit einhergehende soziale Stand⁴⁷, kommt es seit dem 19. Jahrhundert auf das Verhalten nicht mehr an. Die Einteilung des Geschlechts ist von nun an eine rein biologische Frage. Worum es der Obrigkeit dabei ging, war „weniger die körperliche Realität – also das was wir mit Geschlecht im biologischen Sinne meinen –, als vielmehr die Bewahrung klarer gesellschaftlicher Grenzen, als das Aufrechterhalten sozialer Geschlechterkategorien.“⁴⁸ Daraus schlussfolgernd ist festzustellen, dass die kulturelle Arbeit, die im Ein-Geschlecht-Modell bislang vom sozialen Geschlecht geleistet worden war, nun dem biologischen zufiel.

3. Einige ausgewählte Stimmen zu Thomas Laqueurs Modellbildung

Nachdem ich im ersten Teil die zwei von Laqueur skizzierten Modelle vorgestellt und veranschaulicht habe, möchte ich nun einige Reaktionen zu Laqueurs Arbeit wiedergeben und diskutieren.

„Auf reizvolle und erhellende Weise“, so Giuliani, „führt uns Laqueurs Untersuchung durch Texte und durch bildliche Illustrationen von der Antike bis Freud und zeigt auf, wie komplex und durchgängig verwoben mit kulturellen, wissenschaftlichen Anliegen diese „Modelle“ [...]“

⁴⁵ Ebd., S. 162.

⁴⁶ Ebd., S. 33.

⁴⁷ Ebd., S. 164: „Wenn in der Welt des einen Geschlechts die Rede auf die Biologie zweier eindeutiger und verschiedener Geschlechter kommt, dann verfängt sie sich sofort im Netz des Kontinuums von Körper und sozialem Geschlecht des Ein-Geschlecht-Modell. Eine Frau und ein Mann zu sein, hieß während eines Gutteils des 17. Jahrhunderts eine soziale Stellung innezuhaben und eine kulturelle Rolle zu übernehmen; nicht jedoch, organisch das eine oder das andere von zwei Geschlechtern zu *sein*. Geschlecht (sex) war eine soziale und immer noch nicht eine ontologische Kategorie.“

⁴⁸ Laqueur 1992, S. 157.

immer wieder in verschiedenster Weise eingesetzt und umgesetzt [...] auftauchen.“⁴⁹ Laqueur betont in seinem Buch den modellhaften Charakter einer jeden anatomischen Illustration, da jede einzelne einen bestimmten Gesichtspunkt verkörpert: „Wie Landkarten, so legen anatomische Illustrationen besonderes Augenmerk auf ein besonderes Kennzeichen oder auf eine bestimmte Anordnung räumlicher Bezüge. Um ihre Funktion zu erfüllen, nehmen sie einen bestimmten Standpunkt ein.“⁵⁰ Als positiv hervorzuheben ist Laqueurs Gang durch die Jahrhunderte, der den Blick für den Umgang mit der Komplexität von Darstellungen schult, „indem er deren Involviertheit in Ordnungen und imgleichen deren begrenzte Reichweite anspricht.“⁵¹

Laqueurs Buch hat auch hierzulande viel Betrachtung gefunden und Widerspruch provoziert. Als eine seiner stärksten Kritikerinnen möchte ich Barbara Duden hervorheben, auf die ich im folgenden Absatz genauer eingehen möchte, aber auch Christina von Braun (zurzeit Professorin an der Humboldt-Universität zu Berlin) sowie Andrea Maihofer werden im Folgenden mit ihrer Kritik zur Sprache kommen.

3.1 Barbara Dudens kritische Betrachtung Laqueurs

Barbara Duden als auch Andrea Maihofer bemängeln an Laqueurs Ansatz prinzipiell das Überspringen der Erlebnisfähigkeit im Leib. Maihofer zitiert Duden und schreibt:

Als Ergebnis historisch bestimmter Wahrnehmungs- und Redeweisen kommt der geschlechtliche Körper ausschließlich über die Wahrnehmung von außen in den Blick oder durch die Rede über ihn. Verloren geht dabei die Einsicht, daß der geschlechtliche Körper stets auch erlebt, erlitten, eben erfahren wird. Was also in Laqueurs Verständnis des „Geschlechtskörpers“ völlig unreflektiert bleibt, ist die „Geschichte der Erlebnisfähigkeit im Leib“.⁵²

Laqueurs eigene Bemerkung über sein „Aussparen von Körpererlebnissen“ wird hier als Vorwurf gegen ihn verwertet.⁵³ Aber ist diese Kritik berechtigt? Sind zudem Erlebnisfähigkeit und Außenwahrnehmung Gegensätze und vollständig voneinander loslösbar? Geht Dudens Vorwurf nicht an Laqueur vorbei? Diese Fragen möchte ich nun erörtern.

⁴⁹ Giuliani 1997, S. 150 f.

⁵⁰ Laqueur 1992, S. 188.

⁵¹ Giuliani 1997, S. 151.

⁵² Maihofer, Andrea: *Geschlecht als Existenzweise: Einige kritische Anmerkungen zu einem neuen Verständnis von „Geschlecht“*. Frankfurt/Main: Helmer, 1995, S. 33 f.

⁵³ Laqueur 1992, S. 38: „[...] bekenne ich, daß mich die offensichtlichste und beständigste Auslassung in diesem Buch traurig macht: eine durchgängige Darstellung von Körpererfahrung.“

Barbara Duden beschreibt Laqueurs Arbeit als eine „ermüdend durchgedroschene, aber auch kompetent und reichlich belegte Grundthese“, als eine

Abfolge von zwei grundsätzlich verschiedenen Modellen des Geschlechtsunterschieds: des uralten Modells des „one-sex-body“, in dem männliche und weibliche Körper hierarchisch, vertikal angeordnete Versionen des Gleichen waren [...], und des neuen (bürgerlichen) Modells der Unvergleichbarkeit der beiden Körper in einem horizontal angeordneten polaren Gegensatz [...].⁵⁴

Duden beachtet dabei Laqueurs spezielle Zielsetzung nicht, der nicht das Wesen des Geschlechtsunterschieds im Auge hatte, sondern dessen Geschichte der bildlichen und sprachlichen Darstellung. Dass Bilder und Sprache als Hervorbringungen des sozialen Handelns die komplexen Zeichen ihrer Entstehung in sich tragen, war für Laqueur Grundannahme in seiner Arbeit und durfte bei der Erklärung der von Laqueur skizzierten Modellen im ersten Teil dieser Arbeit deutlich geworden sein. „Laqueur hat“ so Giuliani, „ein Bezugssystem im Auge, das der Erfahrung vorausliegt und Beschreibungen generiert.“⁵⁵

Dennoch ist für Duden als Körperhistorikerin „Laqueurs These aus einem Bündel von Gründen wichtig und anstößig zu gleich.“⁵⁶ Unterstützend weist sie auf Laqueurs Übernahme der Kritik des männlichen Vorurteils als „ideogene Instanz“ der sozialen Konstruktion hin, „die ihn [Laqueur] dazu ermutigt, den „eigentlichen“ Geschlechtsunterschied bei *homo sapiens* auf seinen „reinen Kern“ zu reduzieren. Dieser Kern ist die *soziale Konstruktion* oder die der Körperwahrnehmung vorgängige Vorstellung von *Differenz*.“⁵⁷ Duden sieht Laqueurs Studie als nur modellhaft und vermisst das Einbringen von Körpererfahrung, von körperlich Erleb(t)en. Es ginge „Laqueur von Anfang an um den modellhaft dargestellten Unterschied, der unvermeidlich und buchstäblich auf die Andersartigkeit der [äußeren und inneren Geschlechts-],Teile“ verweist“ so Duden.⁵⁸ Für sie handelt es sich jedoch bei der Analogie zwischen Männer- und Frauenkörper um eine „innere Metapher“, die sie „haptisch“ oder „vielsinnig“ nennt. „Es werden nicht nur zwei anatomische Teile des gleichen Körpers in Beziehung gesetzt, sondern es werden die gleichen Regionen des Erlebens an zwei unterschiedlichen Körpern verglichen.“⁵⁹ Dudens grundlegende Kritik an Laqueur ist, dass er genau daran vorbei geht. Sie geht sogar soweit, von „Denkhilfen“ zu sprechen, die

⁵⁴ Duden, Barbara: Geschlecht, Biologie, Körpergeschichte: Bemerkungen zu neuer Literatur in der Körpergeschichte. In: *Feministische Studien*, 9. Jahrgang (1991), Heft 2, S. 117.

⁵⁵ Giuliani 1997, S. 152.

⁵⁶ Duden 1991, S. 117.

⁵⁷ Ebd., S. 117 f.

⁵⁸ Ebd., S. 118.

⁵⁹ Ebd., S. 118.

geschaffen wurden, „um *Gedanken-* oder *Vorstellungsmuster* zu fassen, nicht *Befindlichkeiten*.“⁶⁰ Eine Abtrennung des Sehens und Vorstellens vom Erleben und Befinden ist in Dudens Theorieansatz durchgängig zu finden. Sie verbindet sich mit dem Bestreben Dudens, Körpergeschichte als eine Geschichte des Erlebens zu formulieren.

Auch Giuliani unterstellt Laqueur einen „gewissen Sog des Modellismus“⁶¹. „Dieses Thema provoziert Modelle“, so Giuliani. Einen Grund hierfür sieht sie „in der Suche nach einem neutralen, dritten, wissenschaftlich objektivierbaren oder zumindest eingrenzbaren Ort, der das Wesen der Geschlechter erkundet und sichere Auskünfte gibt.“⁶² Doch, und da ist Giuliani zuzustimmen, in der feministischen Diskussion sind „Gleichheit“ und „Differenz“ Dauerthemen, bei denen der Gesichtspunkt der Erfahrung mitdiskutiert werden muss. Ohne Erfahrung existiert weder das eine noch das andere.⁶³ Der Hang zum Modellismus entsteht durch das Bedürfnis nach einer Einordnung und Fassbarkeit von außen und dem Wunsch, zumindest innerhalb gewisser Grenzen, endgültige Klarheit gewinnen zu können.

Wenn Laqueur davon spricht, daß es keine *wissenschaftliche* Möglichkeit gibt zwischen dem ersten und dem zweiten Modell zu entscheiden, da sich selbst das biologische Geschlecht als „wackliges Fundament“ entpuppt, so beruht auch diese postulierte Nichtentscheidbarkeit darin, daß beide Modelle Mann und Frau aus Sicht eines neutralen Dritten zu erfassen suchen.⁶⁴

Laqueur ist beim Skizzieren seiner Modelle bestrebt, den zu ermittelnden Geschlechterunterschied nicht vorauszusetzen. Dies erscheint mir schwierig in Anbetracht der eigenen kulturellen Vorgaben. Gerade dies ist es, was Laqueur „dazu bringt, nicht auf *direktes* Erleben und Erfahren zurück zu gehen“.⁶⁵ „Tatsächlich ist es auch fraglich, wie wir auf die *Erfahrung* zurückkommen können und was Erfahren besagt, wenn eine kulturelle Vorgabe, ein historisches Apriori im Sehen oder die Beeinflussung des Sehens durch „Modelle“ konzediert wird.“⁶⁶ Offensichtlich wird, dass Laqueur in seinem Buch die Möglichkeit nicht einbezieht, demnach Erfahrungen und Sichtweisen überhaupt hinterfragt, problematisiert und in Wahrnehmungszusammenhänge eingebettet werden können. Er spricht von Modellen, „weil er den Ort der Wahrnehmung vernachlässigt, weil er nicht zeigt, wie diese beiden von

⁶⁰ Duden, Barbara: *Der Frauenleib als öffentlicher Ort. Vom Mißbrauch des Begriffs Leben*. Hamburg: Luchterhand, 1991, S. 106.

⁶¹ Giuliani 1997, S. 152.

⁶² Ebd., S. 152.

⁶³ Ebd., S. 152.

⁶⁴ Ebd., S. 152 f.

⁶⁵ Ebd., S. 153.

⁶⁶ Ebd., S. 153.

ihm skizzierten Bezugssysteme in der Erfahrung entstehen“.⁶⁷ Leicht kann es zu einer Gleichschaltung der beiden Modelle kommen. Die ist auch der Grund warum Christina von Braun sogar zu dem Schluss kommt, dass sich die beiden Modelle „nur in Nuancen“ zu unterscheiden scheinen.⁶⁸

Zu einer mangelnden Verankerung der beiden Modelle in der Erfahrung kommt es durch Laqueurs grundlegende Unterscheidung zwischen einer vorgestellten und einer *wirklichen* Wirklichkeit. Laqueur spricht von einer „bedeutsamen Kluft zwischen Repräsentation und Realität, zwischen sehen-als und sehen“⁶⁹ „Diese Kluft weist darauf hin“ so Giuliani, „daß die [...] Realität letztendlich jenseits der von ihm aufgezeigten Modelle liegt, jenseits der Repräsentation.“⁷⁰ Repräsentationen werden von der Wirklichkeit eingeholt, werden zu bloß gedachter Wirklichkeit und wirklicher Wirklichkeit. Giuliani fügt hinzu, dass durch diese „Kluft“, das *was* wir wahrnehmen und *wie* wir es wahrnehmen auseinandergerissen wird.⁷¹ Sehr interessant erscheint hier eine von Giuliani gestellte Frage, mit der sie Bernhard Waldenfels zitiert:

Was aber will man gegen eine Wissenschaft einwenden, die sich damit begnügt, Modelle zu erfinden und anzuwenden, indem sie das „wahre Sein“ auf sich beruhen läßt, oder sich gar von der Vermutung leiten läßt, unter den „Ideenkleidern“ stecke nicht viel mehr als nichts, jedenfalls keine Erfahrung, die „zur Aussprache ihres eigenen Sinnes“ zu bringen wäre?⁷²

Sie verwendet dieses Zitat um sich kritisch zu Laqueurs Wirklichkeitsauffassung zu äußern. Bevor ich auf Giulianis Kritik näher eingehe, möchte ich jedoch darauf hinweisen, das genau die von Waldenfels formulierte Kritik an der Wissenschaft in Laqueurs Buch auch immer wieder zu Wort kommt, nämlich genau dann, wenn er die Entstehung der Modelle durch die Wissenschaft(en) beschreibt.⁷³ Nun aber zu Giulianis Unterstellung einer „beschränkten“

⁶⁷ Ebd., S. 153.

⁶⁸ von Braun, Christina: Rezension zu Thomas Laqueur: Auf den Leib geschrieben. Die Inszenierung der Geschlechter von der Antike bis Freud. In: *metis. Zeitschrift für historische Frauen- und Geschlechterforschung*, 2. Jahrgang (1993), Heft 1, S. 97: „[...] gilt es doch in beiden Fällen, eine Form von Unversehrtheit (und damit Unverletzlichkeit) des männlichen Körpers zu etablieren und festzuschreiben [...]“

⁶⁹ Laqueur 1992, S. 27.

⁷⁰ Giuliani 1997, S. 153.

⁷¹ Ebd., S. 157.

⁷² Ebd., S. 154. Zitat aus Waldenfels, Bernhard: Phänomenologie unter eidetischen transzendentalen und strukturalen Gesichtspunkten. In: Max Herzog/ Carl F. Graumann (Hrsg.), *Sinn und Erfahrung. Phänomenologische Methoden in den Humanwissenschaften*. Heidelberg: Assanger, 1991, S.65-85, S.70 f.

⁷³ Laqueur 1992, S. 31: „Die Wissenschaft forscht nicht etwa, sondern erschafft selbst den Unterschied, den mein Buch erkundet, denjenigen der Frau vom Manne (nicht jedoch [...] des Mannes von der Frau).“ Und S. 127: „Eine ganze klinische Tradition nahm so die überprüfbareren Teile des Ein-Geschlecht-Modells in Beschlag. Spezifische Entdeckungen und Beobachtungen vermochten, selbst zusammengenommen, altüberkommene

Wirklichkeitsauffassung Laqueurs. Sie reagiert auf seine Aussage: „dass im Grundsätzlichen [...] dem Inhalt der Rede über den Geschlechtsunterschied vom Faktischen her keine Fessel angelegt“⁷⁴ ist, „er ist so frei wie das Spiel der Gedanken“⁷⁵, die sie dazu veranlasst, seine Wirklichkeitsauffassung einen „Relativismus“ und „Agnostizismus“ zu nennen. Hier widerspricht und kritisiert sie Laqueur deutlich, denn „dem Sehen und Erleben“ so Giuliani, „sind sehr wohl Fesseln und Schranken gelegt: Das historische Apriori, die Kodierung des Blicks, der wir immer schon ausgesetzt und eingesetzt sind, haben wir nicht im Griff, ein „Grundsätzliches“ hier anzustreben, wäre ohne Sinn.“⁷⁶ Sie unterstellt Laqueur Enthaltensamkeit im Hinblick auf die Wahrheit, Richtigkeit oder Evidenz der Bezugssysteme und verweist hierbei wieder auf ein Fehlen von verankerter Erfahrung.⁷⁷ „Fruchtbar werden Laqueurs Modelle erst,“ so Giuliani, „wenn entwickelt wird, wie sie sich auf Erfahrung beziehen.“⁷⁸

Dem Hinweis Giulianis, dass es sich als missverständlich erweist von „Modellen“ zu sprechen und dass es sinnvoller wäre von Schablonen, Vorlagen, Vorzeichnungen oder Kodierungen des Blicks zu sprechen, ist zuzustimmen, gerade weil „die Parallelisierung oder Gleichschaltung der Modelle die Probleme eher vertuscht als freilegt: nämlich die verschiedenartigen Beziehungen zu den anonymen Ordnungssystemen (Kosmos, göttliche Ordnung, Wissenschaft), die in den beiden Modellen mitpräsent sind“⁷⁹ und es auch Einflüsse basierend auf Erfahrung neben den politischen gegeben hat. Laqueur verzichtet vermutlich auf diesen Aspekt, weil dies seine grundsätzliche Priorisierung von Machtprozessen, die er als Grundlage für die Wirkung wissenschaftlichen Fortschritts ansieht, in Frage gestellt sähe und weil die Art von Quellen die er für seine Studie heranzieht diese Informationen nicht hergeben, beziehungsweise es nach Laqueur keine Erfahrung jenseits des Politischen gibt. Giuliani versucht unter Bezugnahme der Arbeit von Bernhard Waldenfels den theoretischen Status des von Laqueur anvisierten „Modells“ zu erhellen:

Der alltägliche Blick der Erfahrung ist immer schon ein bereits kodierter Blick im Sinne einer vorprädikativen Prägung, daß heißt er ist jedem Urteil vorausgehend. Der Erfahrung ist ein „vorlogisches Apriori“ eingebaut, eine Strukturierung des Blicks, die uns etwas so

Anschauungen nicht zu erschüttern, die so tief in die Art und Weise eingebettet waren, wie Männer und Frauen ihre Körper sahen und für sie sorgten.“

⁷⁴ Laqueur 1992, S. 275.

⁷⁵ Laqueur 1992, S. 275.

⁷⁶ Giuliani 1997, S. 154.

⁷⁷ Ebd., S. 154 f.

⁷⁸ Ebd., S. 155.

⁷⁹ Ebd., S. 155.

und nicht anders sehen läßt, eine bestimmte Gesetzmäßigkeit, die in den Sinnen bzw. in der Lebenswelt selbst am Werk ist.⁸⁰

Giuliani kommt mit Bezug auf den Begriff „Modell“ zu dem Schluss, dass eben dieser die methodischen „Probleme einer Spannung zwischen Alltagswissen und wissenschaftlichen Vorgehen [...]“ verwischt.⁸¹ Auch Barbara Duden distanziert sich von dem von Laqueur benutzten Begriff des „Modells“. Sie spricht von „Erfahrungsknoten“ beziehungsweise „praxisleitenden Ordnungsdiagrammen“⁸², die von ihr als die „in der jeweiligen körperlichen Praxis selbst eingefleischten Wahrnehmungsformen“ definiert werden:

Nach meiner These ist Weltwahrnehmung nicht ablösbar von einer Körperlichkeit, deren historische Eigenart darin sich – organisch – artikuliert, daß sie leibhaftig Praxis normativ und historisch, daß heißt innerhalb einer gegebenen Kultur, orientiert.⁸³

3.1.1 Barbara Dudens körperhistorischer Ansatz

Dudens Augenmerk liegt auf der Wahrnehmung. Sie setzt eine sich bewegende-taktile⁸⁴ gegen eine optische Wahrnehmung. Dabei ist ihr Ziel eine Ablösung der *Sichtmuster des Sehens* von *haptischer Hexis*. Unter haptischer Hexis versteht Duden eine „Befindlichkeit, die sich grundsätzlich am Tastsinn orientiert, am Spüren und Verschmecken“, während optische Hapsis beziehungsweise Wahrnehmung sich als Befindlichkeit „grundsätzlich am Sichtbaren orientiert, an dem, was augenfällig ist, an inneren Vorstellungen und Imaginationen, an Graphik“⁸⁵. Giuliani greift in ihrer Arbeit diese Interpretationsweise Dudens auf und widerspricht: „Gegen ein solches Vorgehen sprechen allerdings der anfänglich synästhetische Charakter jeder Wahrnehmung [die Wahrnehmung von Sinnesreizen durch ein Sinnesorgan F.J.] und die Notwendigkeit, daß auch die „haptische Hexis“ nur durch ihre Über-setzung in Bilder zur Sprache kommen kann.“⁸⁶ „Auch die haptische Hexis“ so Giuliani, „orientiert sich in ihren Beschreibungen am Sichtbaren, wenn sie zur Sprache kommt.“⁸⁷

Zu ihren Ergebnissen gelangt Duden in ihrer „Hermeneutik des Körpers in einer vergangenen Befindlichkeit“⁸⁸ durch eine „Einklammerung“ des eigenen Erlebens:

⁸⁰ Ebd., S. 156.

⁸¹ Ebd., S. 156.

⁸² Duden, Barbara: Anmerkungen zur Kulturgeschichte des Herzens. In: Farideh Akashe-Böhme (Hrsg.), *Von der Auffälligkeit des Leibes*. Frankfurt/ Main: Suhrkamp, 1995, S.130.

⁸³ Ebd., S. 130.

⁸⁴ Giuliani 1997, S. 158: auch „kinästhetisch-taktile“.

⁸⁵ Duden, Barbara: *Der Frauenleib als öffentlicher Ort*. Hamburg: Luchterhand, 1991, S.106.

⁸⁶ Giuliani 1997, S. 158.

⁸⁷ Ebd., S. 161.

⁸⁸ Duden: *Geschlecht, Biologie, Körpergeschichte*, 1991, S. 119.

Beim Abseilen in die Vergangenheit muß ich mein Sensorium nicht nur anpassen, sondern *umstülpen*, denn der Frauenleib, den ich da kennenlerne, ist heteronom und heterogen zu dem Organen- und Reaktionsbündel, mit dem ich als moderne Frau begabt bin.⁸⁹

Dieses „Abseilen“ geht, so Duden, „einher mit einer sich steigenden Fremdheit.“⁹⁰

Festzustellen ist, dass Laqueurs und Dudens methodische Prämissen in dem Punkt übereinstimmen, dass Vorstellungen, „die dem Handeln in irgendeiner Weise vorausliegen, „normativ und historisch“ das Handeln und Erleben „orientieren“, prägen und bestimmen“.⁹¹ Sie trennen sich jedoch, wenn Duden sich bewegende-taktile und optisch-vermittelnde Wahrnehmung in ihre Argumentation einbringt und sich damit deutlich von Laqueur distanziert. Laqueurs Modelle können als Grundgestalten des Sichtbarwerdens bezeichnet werden, die an einer Visualisierung und Versprachlichung der Geschlechtermorphologie durch Zeugnisse fern der Alltagskultur ansetzen, doch im Gleichen das Empfinden betreffen, da sich, so Giuliani, „Alltagswahrnehmung und wissenschaftliche Beschreibung in jeder Epoche ineinander verflechten“.⁹²

Duden wirft Laqueur vor, er verwende „den Gegensatz von ‘sex’ und ‘gender’ als transhistorische Kategorie – anwendbar für die Antike wie für das 19. und 20. Jahrhundert“⁹³. Dabei ist es gerade Laqueurs erklärte Absicht zu zeigen, wie ein aus der kosmologischen Verstrickung herauslösbares Konstrukt einer vermeintlich rein biologischen Geschlechterbeschreibung erst entstanden ist: Sein Buch handelt, so Laqueur, „von der Entstehung des biologischen Geschlechts“ (sex)⁹⁴. Duden deutet Laqueurs Studie als „eine bloße *Anwendung* verschiedener Differenzbegriffe“⁹⁵ auf den Leib. Sie übersieht hierbei, dass es Laqueur um die Verstrickung beziehungsweise Verflechtung, das heißt um das ineinander-verwobene soziale, politische und wissenschaftliche Netz geht und dass „er die Modelle heuristisch einsetzt und nicht als Resultat betrachtet“.⁹⁶ Duden sieht in Laqueurs Untersuchung ein Ende im „Nachdenken über die soziale Natur des Frauenkörpers von Seiten der Frauenforschung“⁹⁷ und begründet dies dadurch, dass nun „auch die ‘Biologie’ als eine

⁸⁹ Ebd., S. 119.

⁹⁰ Giuliani 1997, S. 158.

⁹¹ Ebd., S. 158.

⁹² Ebd., S. 159.

⁹³ Duden 1991, S. 116.

⁹⁴ Giuliani 1997, S. 159: Zitat Laqueurs 1992, S. 24, 20 und 25.

⁹⁵ Ebd., S. 159.

⁹⁶ Ebd., S. 159.

⁹⁷ Duden 1991, S. 117.

soziokulturelle Kategorie erkannt“⁹⁸ wurde. Doch welchen neuen Weg schlägt Duden vor?

„Sie richtet sich mit ihrer Kritik dagegen,

daß die Historikerin mit einem dekonstruktiven Instrumentarium, im Rahmen einer textbezogenen unsinnlichen Wurzelmetaphorik an die sinn- und bedeutungsträchtige, milieu-bezogene leibhaftige Wahrnehmung von Frauen im 18. oder 13. Jahrhundert herangehen sollte.⁹⁹

Sie warnt in ihrer methodischen Skizze zwar vor Versuchen, „nach einem untergegangenen Frauen- und Mutterideal zu jagen“, doch sie beschreibt die Produktion des *modernen Körpers* ausschließlich als *Verkümmerung einer vormaligen Einzigartigkeit*: „Das sich vormals einzigartig verkörpernde Selbst verkümmert zum Körperbesitzer [...]“.“¹⁰⁰

An diesem Punkt verdeutlicht Giuliani, dass Dudens historische Beschreibung der veränderten Körperwahrnehmung einer Wertung unterliegt, „die Gegenwärtiges an einem nach ganzheitlichen Kriterien gedachten Vergangenen mißt“.“¹⁰¹

Dudens Interesse geht dahin, zu erkennen, wie Wissenschaftsgläubigkeit durch die körperliche Erfahrung auf biologische ‘Tatsachen’ reduziert wird.¹⁰² Sie verweist hierbei auf verschiedene Techniken der Sichtbarmachung von Unsichtbarem im Leib, die entweder die Vorstellung eines „Erlebnis[ses] von etwas Konkretem an falscher Stelle“ erwecken oder aber „abstrakter Begrifflichkeit den Anschein sichtbarer Wirklichkeit“ verleihen.¹⁰³ Dudens Ziel ist es, eine Grenze zu ziehen zwischen dem persönlichen Erleben einerseits und dem biologischen Organisationsstadien als instrumentell hergestellter Scheinwirklichkeit andererseits. „Damit zieht sie“, so Giuliani, „eine scharfe Grenzlinie zwischen dem „untrüglich Sichtbaren“ und der „vorgegaukelten Konkretheit von faszinierenden Konstrukten“, die durch eine „Selbstzuschreibung technogener Bilder“ zustande kommt.“¹⁰⁴ Einen durch Technik verursachten „Visualisierungstrend“ setzt sie ab vom persönlich Erlebten.

Duden richtet sich gegen die Inszenierung von „Sein“ und „sichtbarer Darstellung“ und gegen eine Visualisierung des unsichtbaren Leibesinneren. Immer wieder beklagt sie einen

⁹⁸ Ebd., S. 117.

⁹⁹ Giuliani 1997, S. 159.

¹⁰⁰ Ebd., S. 159.

¹⁰¹ Ebd., S. 159.

¹⁰² Duden: *Der Frauenleib als öffentlicher Ort*, 1991, S.96.

¹⁰³ Ebd., S. 96.

¹⁰⁴ Giuliani 1997, S. 159.

Horizontverlust des Sehens, eine Auflösung der Grenzen zwischen außen und innen¹⁰⁵, sowie ein Verwischen von Grenzen: „Die Haut hat aufgehört Grenze zu sein.“¹⁰⁶ Dudens Klage: „Wir leben in einer Welt, in der wir planen, erwarten, riskieren, aber selten im alten Sinne hoffen“¹⁰⁷, diagnostiziert sie eine durch Technik verarmte Welt. Zudem beklagt Duden auch die „Entmächtigung des Körpers“ durch die „Macht von Definitionen“, die zu einer „hierarchischen Einordnung jeder Beobachtung am Organismus“ führen¹⁰⁸ und stellt diese in einen Gegensatz zu der vormals metaphorischen Sprechweise über den Körper, die immer „Formen von Verkörperung“, Sinnzusammenhänge zwischen Leib und Körper stiften.¹⁰⁹ Das Duden einem Ideal bar jeder Technik verpflichtet bleibt, dieses nicht zu bewerten mir schwer fällt – mir jedoch an dieser Stelle als nicht-passend erscheint – wird deutlich in Ihrer einseitigen Beschreibung der historischen Akzentverschiebung von der Hapsis zur Opsis als Verkümmern, Verarmung und Lähmung der Sinne, der Hapsis. Im Bezug dazu ist Giuliani Hinweis, „eine kohärente Verformung der Sinnesbezüge in Betracht zu ziehen, die das Gegenwärtige nicht an einem vergangenen Ideal mißt“¹¹⁰, zu erwähnen.

Nun sei noch einmal die Frage aufgeworfen, wie in den Theorien von Laqueur und Duden das Spannungsfeld zwischen Erfahrung und dem, was der Erfahrung vorausliegt, thematisiert wird. Laqueurs Modelle gehen, so Duden, an einem Bezug zur Erfahrung vorbei, sowie an einer Verankerung in der Wahrnehmung. Wenn Laqueur beschreibt, wie die Biologie eine Eigenart der Frau erst schafft, so beschreibt er doch aber die Stiftung einer neuen Wahrnehmungsordnung. Um auf die bereits erwähnte Kritik zur Wahl des Begriffs „Modell“ in diesem Zusammenhang noch einmal einzugehen, ist darauf hinzuweisen, dass er von Modellen spricht, „weil er den Übergang von einer Ordnung hin zur anderen zeigen, nicht aber kausal verankern möchte“.¹¹¹ Seine Modelle sollen Normen abbilden, sind selbst aber nicht normativ, sie sollen uns so etwas wie eine „vorlogische Ebene“¹¹² – eben dieses Apriori

¹⁰⁵ Duden: *Der Frauenleib als öffentlicher Ort*, 1991, S.91 f. Ich möchte an dieser Stelle ein schon von Giuliani verwendetes Zitat Dudens einbringen, um ihre negative Bewertung der Technik insbesondere im Medizinischen zu verdeutlichen: „Die Technik wurde aber auch so gestaltet, daß die Schwangere gemeinsam mit dem Arzt in *real time* vermeintlich in ihren Bauch ‘gucken’ kann [...] Über das Gerät wirft nun das eigene unverhüllte Innere Schatten auf ihre Zukunft. Dem Sinn nach wird sie [die Schwangere G.R.] geschunden, das heißt, ihr wird die Haut abgezogen.“ Hier wird Dudens negative Bewertung der Ultraschalldiagnostik in der Gynäkologie deutlich. Giuliani spricht sogar von unverhohlener Verdeutlichung von Dudens Diabolisierung von Technik.

¹⁰⁶ Ebd., S. 27.

¹⁰⁷ Ebd., S. 21.

¹⁰⁸ Duden, Barbara: *Geschichte unter der Haut. Ein Eisenacher Arzt und seine Patientinnen um 1730*. Stuttgart: Klett-Cora, 1991, S. 39.

¹⁰⁹ Ebd., S. 56.

¹¹⁰ Giuliani 1997, S. 162.

¹¹¹ Ebd., S. 162.

¹¹² Ebd., S. 162.

veranschaulichen, „wo uns in der Erfahrung etwas so oder so begegnet, eine bestimmte Strukturierung des Blicks“ aufzeigen, „die bestimmtes sichtbar werden lässt und anderes nicht: einmal die Ähnlichkeit zwischen Mann und Frau, einmal die Verschiedenheit“.¹¹³

Duden hingegen unterscheidet wertend zwischen optischer und haptischer Hexis und entscheidet darüber, welche Hexis als die vollständigere, reichhaltigere anzusetzen sei. Die optische Hexis wird von ihr von vornherein als defizitär bestimmt. Giuliani kommt in ihrer Arbeit kritisch auf Duden bezogen zu dem Schluss, dass es „sinnvoll für eine historische Körperanalyse die das Körpererleben thematisiert“ wäre, wenn „eine produktive und nicht ausschließlich ablehnende Bezugnahme auf die Phänomenologie der Leiblichkeit, die Innen- und Außensicht auf den Leib als Theoriezusammenhang“ diskutiert werden würde.¹¹⁴

3.2 Andersheit als Ausschlusskriterium von Körpern in der Gesellschaft

In diesem Absatz möchte einen Hinweis auf die Kritik von Christina von Braun geben, die mir in diesem Zusammenhang als dringend zu erwähnen erscheint, weil sie die bereits angesprochenen Punkte zur Entstehung der Geschlechtermodelle um einen weiteren wichtigen ergänzt. In einer Rezension von Braun zu Laqueurs Buch *Auf den Leib geschrieben. Inszenierung der Geschlechter von der Antike bis Freud* wird deutlich, dass hinter der Theorienbildung, die Laqueur so ausführlich veranschaulicht, letztendlich auch „die Idee einer defizienten weiblichen *Andersheit*“¹¹⁵ steht. Die Darstellung, so von Brauns Kritik, lässt Laqueur in seiner Untersuchung vermissen. Von Braun geht sogar soweit zu sagen, dass „die geistesgeschichtlichen Hintergründe in diesem Buch zu kurz“¹¹⁶ kommen.

Von einer Untersuchung, die die „Einschreibungen auf den Leib“ und die „Inszenierung der Geschlechter“ zum Thema hat, könnte man eigentlich erwarten, daß die Frage nach der imaginären Ordnung mindestens ebenso viel Raum einnimmt wie die Frage nach den Körpertheorien, die sich von der imaginären Ordnung ableiten.¹¹⁷

Von Braun weist darauf hin, dass die Fiktivität naturwissenschaftlicher Theorien sich nirgendwo deutlicher offenbart „als in ihrer Übereinstimmung mit den religiösen Heilsbotschaften oder den literarischen Topoi verschiedener Epochen“¹¹⁸, vor allem aber dann, wenn es um Geschlechtlichkeit geht. Diesen Zusammenhang stellt Laqueur jedoch nicht her. Dabei fragt sie sich, ob nicht jedoch die medizinische Theorienbildung des Mittelalters

¹¹³ Ebd., S. 162.

¹¹⁴ Ebd., S. 162.

¹¹⁵ von Braun, 1992, S. 98.

¹¹⁶ Ebd., S. 98.

¹¹⁷ Ebd., S. 98.

¹¹⁸ Ebd., S. 98.

unabhängig von den Lehren der christlichen Kirche gesehen werden muss. Von Braun geht noch weiter: „Muß ich mich nicht fragen, welcher Zusammenhang zwischen der Ablösung der kirchlichen durch die medizinischen „Heilslehren“ und der Ablösung des Ein Leib-Modells durch das Zwei Leib-Modell besteht?“¹¹⁹ Den Grund sieht von Braun in der Säkularisierung, der „Entchristlichung“, welche geradezu nach einer Zwei-Geschlechter-Theorie fordere, da der Leib des Mannes ein Anrecht auf „Unversehrtheit“ oder „Unsterblichkeit“ erwirbt, indem er als *Gegensatz* zum „sterblichen“ Leib der Frau konzipiert wird.¹²⁰ Hier wird entgegengesetzt zu Laqueur argumentiert: Weil der Frau die Sterblichkeit zugewiesen wird, entsteht erst die Zwei-Leiber-Theorie und nicht andersherum.

Nun aber zu von Brauns eigentlicher Zugabe zu dieser Thematik, dem Hinweis auf *Andersheit* als gesellschaftsausschließende Kategorisierung. Sie weist zu Ende ihrer Rezension darauf hin, dass es nicht nur ein Zwei-Leiber-Modell gab, das den gesellschaftlich relevanten Unterschied etablieren sollte. Im Folgenden schreibt sie:

Wie eng die Entstehung des Zwei Leiber-Modells mit der Verweltlichung der christlichen „Heilsbotschaft“ zusammenhängt (und mit Verweltlichung meine ich die Übertragung religiöser Glaubensinhalte auf physiologische „Naturgesetze“), das zeigt die Tatsache, daß sich fast zeitgleich ein anderes Zwei Leiber-Modell entwickelt, das den Unterschied zwischen dem *Leib* des Juden und dem des Christen zu etablieren versucht. Wurde jüdische „Andersheit“ bis dahin religiös definiert, so gilt sie jetzt als „biologisch determiniert“. Dasselbe galt für die Frau: Das Aufkommen des rassistischen der Antisemitismus, der den Juden eine andere *Physis* zuweist, ist untrennbar von den Theorien über die zwei sich unterscheidenden Leiber der Geschlechter, und darin liegt auch einer Gründe dafür, daß der rassistische Antisemitismus von Sexualbildern durchsetzt ist.¹²¹

Laqueur ist sich des Auslassens dieser Erkenntnis durchaus bewusst, tut diese aber als nicht relevant für seine Forschung ab¹²², beziehungsweise nutzt die Erkenntnis, das Frauen ähnlichen Ausschließungskategorien unterworfen waren wie beispielsweise Menschen ‚dunkelhäutiger Rassen‘ nur um seine These zu untermauern.¹²³ Hier wird deutlich was bei seiner scharfen Unterscheidung zwischen dem Ein-Geschlecht-Modell/ Ein-Leib-Modell und

¹¹⁹ Ebd., S. 98.

¹²⁰ Ebd., S. 98: Es entsteht ein fast „göttlicher“ Künstlertypus, das „Genie“, dem kein anderer Sinn zugewiesen wird, als dem Ich durch seine Werke die Unsterblichkeit zu verschaffen. [In: Georg Simmel *Der Begriff der Tragödie der Kultur* 1911. F.J.] „Wo aber von dieser neuen irdischen Unsterblichkeit die Rede ist, bezieht sie sich immer auf das männliche Geschlecht.“

¹²¹ Ebd., S. 98 f.

¹²² Laqueur 1992, S. 178: „Ich will damit hier einfach nur sagen, daß meine Geschichte Teil einer noch zu schreibenden umfassenden Geschichte biologischer Ausschließungskategorien in ihrem Verhältnis zur Kultur ist.“

¹²³ Ebd., S. 223: Laqueur geht hierbei auf die politischen Schriften Lockes und Hobbes ein: Frauen wurden als Geschöpfe gedeutet, die aus verschiedenen Gründen – in vieler Hinsicht ähnlich denen, welche die ‚dunkelhäutigen Rassen‘ benachteiligten – unfähig waren, staatsbürgerliche Verantwortung zu übernehmen.“

dem Zwei-Geschlecht-Modell/ Zwei-Leib-Modell verloren geht: „die Erkenntnis eines engen Zusammenhangs zwischen den religiösen und den säkular-physiologischen Definitionen jüdischer wie weiblicher „Andersheit“.¹²⁴ Auch Maren Lorenz äußert sich in ihrem Buch *Leibhaftige Vergangenheit. Einführung in die Körpergeschichte* ähnlich mit Bezug auf *Andersheit*: „Der bürgerliche Körper war ausschließlich männlich und bourgeois gedacht, Frauen-, „Arbeiter“- und Bauernkörper spiegelten ein fast kollektives Gegenbild.“¹²⁵

4. Einige Aspekte der aktuellen Geschlechterforschung

Bei meiner Lektüre der letzten Wochen wurde mir bewusst, wie groß der Wunsch der Forschung in Geschichte, Biologie, Psychologie, etc. ist, das Wesen der Geschlechter nach sicheren Auskünften zu erkunden. Ebenso existiert ein Bedürfnis nach einer Einordnung und Fassbarkeit und es gibt den Wunsch, zumindest innerhalb gewisser Grenzen, endgültige Klarheit bezüglich der Entstehung der Geschlechter zu gewinnen. Dass mit einer noch jungen Forschung über Körperhistorie, über Geschlecht und die Biologie der Reproduktion schon viele Fragen beantwortet wurden, aber eben noch lange nicht alle.

Viele HistorikerInnen und WissenschaftlerInnen sprechen von einem Dilemma und stehen vor einem unklaren *Wie weiter?*. Andrea Maihofer an dieser Stelle zu zitieren, erscheint mir als passend. Mit ihr möchte ich meine Arbeit zu *Thomas Laqueurs Geschlechtsmodellen* zu einem Ende bringen und darstellen, dass ein Ende der Forschung zu *Geschlecht* noch lange nicht in Sicht ist. Maihofer verweist auf einen Verlust der Körperlichkeit in der Forschung, denn „hier gerät die gelebte „Materialität“ des geschlechtlichen Körpers vollends aus dem Blick, und „Geschlechtlichkeit“ wird auf ein bloßes Bewusstseinsphänomen reduziert“.¹²⁶ Sie weist darauf hin, dass die herkömmliche sex-gender-Trennung in der Dichotomie von Natur und Kultur befangen bleibt und verweist auf eine ganz grundsätzliche Schwierigkeit bei dem Versuch einer Neubestimmung der Kategorie „Geschlecht“:

Aufgrund der binären Strukturen unseres Denkens und seinen dichotomen Oppositionen zwischen Natur und Kultur, zwischen Körper und Geist, Materie und Bewusstsein stehen wir unweigerlich vor dem Dilemma, „Geschlecht“ nur innerhalb dieser binären Logik zu denken.¹²⁷

¹²⁴ von Braun 1992, S. 99.

¹²⁵ Lorenz, Maren: *Leibhaftige Vergangenheit. Einführung in die Körpergeschichte*. Tübingen: edition diskord 2000, S. 113.

¹²⁶ Maihofer, S. 74.

¹²⁷ Ebd., S. 74.

Darüber hinaus glaubt Maihofer, dass diese binäre Logik nicht allein Kennzeichen des modernen westlichen Denkens ist, sondern, spezifischer noch, des „männlichen“ Denkens der bürgerlichen Moderne.¹²⁸ Sie schreibt in ihrem Buch *Geschlecht als Existenzweise*, dass der Versuch, „die bestehende Geschlechterdifferenz sowie die herrschende heterosexistische Geschlechterordnung mit ihren spezifischen Geschlechterstereotypen ausschließlich als gesellschaftliches Produkt zu begreifen zur Folge hat“, dass das Geschlecht ausschließlich als ein gesellschaftliches Produkt begriffen wird und noch viel weiter: der geschlechtliche Körper durch das soziale Geschlecht aufgelöst wird.¹²⁹ Worum es ihr hier zu verdeutlichen geht, ist, dass das Geschlecht nicht nur keinerlei materielle körperliche Grundlage mehr hat, „genau gesehen hat es nicht einmal mehr eine materielle körperliche Realität“¹³⁰. „Zumindest“ und darum geht es zu verdeutlichen, „wird dieser Aspekt im Begriff des ‚Geschlechts‘ nicht reflektiert.“¹³¹ Laut Maihofer bleiben all die verschiedenen Versuche einer Neubestimmung des „Geschlechts“ in „den Dichotomien zwischen Natur-Kultur, Körper-Geist, Materie-Bewußtsein befangen und neigen dementsprechend dazu, den Begriff des ‚Geschlechts‘ in die eine oder andere Richtung zu verengen“¹³².

Dies ist vielmehr ein strukturelles, mit der binären Logik des modernen westlichen Denkens verbundenes Dilemma, vor dem gegenwärtig alle derartigen Versuche unweigerlich stehen. Eine Alternative gibt es derzeit nicht. Die einzige Chance sehe ich im „Aushalten“ des Dilemmas und in der Formulierung eines Begriffs von „Geschlecht“ auf der Basis.¹³³

Mit diesem Zitat Maihofers von 1994 beende ich meine Arbeit und möchte damit noch einmal verdeutlichen, an welchem Punkt wir mit der aktuellen interdisziplinären Forschung zu Geschlecht auch im Jahr 2008 noch stehen.

¹²⁸ Ebd., S. 74.

¹²⁹ Ebd., S. 76.

¹³⁰ Ebd., S. 76.

¹³¹ Ebd., S. 76.

¹³² Ebd., S. 76.

¹³³ Ebd., S. 76.

Literaturverzeichnis

Braun, Christina von. „Thomas Laqueur: Auf den Leib geschrieben. Die Inszenierung der Geschlechter von der Antike bis Freud“. In: *metis. Zeitschrift für historische Frauen- und Geschlechterforschung*, 2. Jahrgang (1993), Heft 1, S. 97-99.

Duden, Barbara. *Der Frauenleib als öffentlicher Ort*. Hamburg: Luchterhand 1991.

_____. *Geschichte unter der Haut. Ein Eisenacher Arzt und seine Patientinnen um 1730*. Stuttgart: Klett-Cora 1991.

_____. „Geschlecht, Biologie, Körpergeschichte: Bemerkungen zu neuer Literatur in der Körpergeschichte.“ In: *Feministische Studien*, 9. Jahrgang (1991), Heft 2, S. 105-122.

_____. „Anmerkungen zur Kulturgeschichte des Herzens.“ In: Akashe-Böhme, Farideh (Hrsg.): *Von der Auffälligkeit des Leibes*. Frankfurt/ Main: Suhrkamp 1995, S. 130-141.

Giuliani, Regula. „Körpergeschichten zwischen Modellbildung und haptischer Hexis: Thomas Laqueur und Barbara Duden.“ In: Vetter, Helmut; Stoller, Silvia (Hrsg.): *Phänomenologie und Geschlechterdifferenz*. Wien: WUV-Universitätsverlag 1997, S. 148 - 165.

Laqueur, Thomas. *Auf den Leib geschrieben. Die Inszenierung der Geschlechter von der Antike bis zu Freud*. Frankfurt/ Main, New York: Campus 1992.

Lorenz, Maren. *Leibhaftige Vergangenheit. Einführung in die Körpergeschichte*. Tübingen: edition diskord 2000.

Maihofer, Andrea. *Geschlecht als Existenzweise: Einige kritische Anmerkungen zu einem neuen Verständnis von „Geschlecht“*. Frankfurt/ Main: Helmer 1995.